

Leben erahnbar wird, das Gott für uns alle gemeint hat. Das ist euer Dienst an den anderen Menschen. Ihr lehrt sie durch euer Leben, was Gott mit uns allen vorhat. Ihr lebt etwas von jener Reich-Gottes-Utopie, die früher von allen Christen in den jungen Gemeinden verstanden wurde, die aber heute – nach einer langen Geschichte der Mittelmäßigkeit, der Ermäßigung des Evangeliums – einigen religiösen Virtuosen reserviert wurde. Ihr lehrt die Menschen, daß der, der auf Gott setzt, das Leben nicht verachtet, obwohl ihr die Glücksgüter dieser Welt (die Ehe, die Macht, den Besitz, die Seßhaftigkeit) relativiert. Sie sind nicht das Letzte. Das Letzte, das Innerste, das Wichtigste in unserem Leben, so sagt euer wortloses Leben, bleibt das dunkle und selige Geheimnis, das wir Gott nennen, den wir heute schon als Leben schlechthin erahnen und erfahren und der uns treibt, daß seine Absicht für immer mehr Menschen rund um uns herum nicht vergessen wird, sondern vorankommt.

Es ist überflüssig zu sagen, daß euch dieser prophetische Dienst, Gott selbst als Seligkeit in Erinnerung zu halten und mitzuwirken, daß Gottes Reich jetzt schon sichtbar im Kommen bleibt, euch nicht vollkommener, nicht besser, nicht frömmter macht als Christen mit einer anderen Berufung. Es ist nur so, daß eben in Gottes Welt verschiedene Charismen sind.

Charisma, das heißt Gnade, das ist Gottes Charme. Ihr seid also Gottes charmante Art, durch eure ungewöhnliche Art, mit den gottgegebenen Urkräften eures Lebens, eures Herzens, eures Leibes umzugehen, ihn selbst als die Seligkeit aller Menschen in Erinnerung zu halten und Spuren von dieser Seligkeit um euch herum zum Leben zu bringen.

Zum persönlichen Lebensstil des Priesters

Christsein in der Welt von heute

Hans Schaller, Basel

Das priesterliche Dasein ist vielseitig bedroht. Menschen, die in diesem Berufe stehen, nehmen teil an allen Gefahren und Anfechtungen, die für die heutige Zeit und das menschliche Verständnis typisch sind. Die einen stöhnen unter der schier übermenschlich gewordenen Arbeitslast,

die sie nicht vermindern und mit der sie auch weder spirituell noch menschlich umgehen können. Andere merken, wie der lebendige Glaube, der für sie lange Zeit Stütze und Zentrum war, sich wandelt, vielleicht sogar verflüchtigt oder gar aufhört, einen festen und prägenden Platz zu haben. „Man verliert den Glauben nicht“, so sagt Georges Bernanos, „er hört nur auf, dem Leben Form zu geben.“ Wieder andere leiden darunter, daß sie sich in ihrer Arbeit ausgenützt und in ihren menschlichen Ansprüchen beschnitten vorkommen.

Die Anfechtungen sind verschieden. Einige wollen wir herausgreifen und sie in ihren Gründen zu verstehen suchen; sowohl in ihren menschlichen wie in ihren spirituellen.

Überanstrengt

Es ist eine durchgehende Auffassung des II. Vatikanischen Konzils, das Priestertum als Dienst zu verstehen. Die Mitarbeit am Reiche Gottes, wie immer sie aussieht, als Dienst am armen Bruder, als Organisieren und Verwalten, ist nur eine abgewandelte Aktualisierung des Wortes Pauli: „Wir sind nicht Herren eures Glaubens, sondern Diener eurer Freude.“ (2 Kor 1,24)

Dieser Dienst hat – nach den Maßstäben der „Welt“ – nicht zuerst etwas sehr Erfüllendes und ist keine besonders ehrenvolle Sache. Er soll einen auch nicht vor allem selbst verwirklichen, er dient vielmehr der Verwirklichung des Reiches Gottes.

Eben: Es sind niedrige Dienste. Paulus muß sich die Hände dreckig machen mit vielen unrentablen, beinahe entehrenden Beschäftigungen; er bezeichnet sich deshalb, nicht in frommer Übertreibung, sondern in realistischer Selbsteinschätzung, als „Sklave Christi“: „Ich habe mich zum Sklaven aller gemacht, um möglichst viele zu gewinnen.“ (1 Kor 9,19) Es ist ein Dienst, für den er sich bis zum Entleeren seiner letzten Kräfte abschindet und beinahe kaputt macht¹.

Wie ist ein solches Ideal im heutigen Kontext eines Pfarrhauses und einer Pfarrei zu leben? Was ist ein evangeliumsgemäßer Einsatz? Welches sind im Sinne Jesu Christi begründete Forderungen, denen man sich stellen und die man annehmen soll? Was ist im Priester-Beruf bloßer Schein, was begründete Verantwortung, was selbstverschuldete Überforderung?

¹ Ich beziehe mich im folgenden auf gedankliche Ansätze des Buches von Gisbert Greshake, *Priester sein*, Freiburg 1982.

Dahingestellt, ob das Bild vom gestreßten Priester eine Ausnahme oder eine weitverbreitete Realität ist, ich möchte einmal davon ausgehen. Der Priester ist heute, sofern ihm an den Gläubigen liegt und er sie liebt, ein gefragter Mensch. Er schindet sich mit viel Plackerei und Kleinkram ab; sein Leben ist randvoll von Verabredungen, Telefonaten, Sitzungen und Vorbereitungen. Es gleicht einem vollgestopften Koffer, der aus den Nähten zu platzen droht.

Wir sollten dieses Problem einer solchen möglichen oder tatsächlichen Überforderung nicht zu leicht nehmen, sollten nicht zu schnell mit Sachzwängen als Erklärung zur Hand sein und das Problem auf sich be ruhen lassen. Denn das Übermaß an Arbeit, subjektiv gesehen die Maßlosigkeit der Anforderungen, kann tief an die Substanz des Lebens greifen. Das Beladensein mit Aufgaben jenseits verantwortbarer Grenzen kann selbst zur großen Sinnkrise des Lebens und des Berufes werden. Wo es einem, eingetaucht in ein Zuviel an Anforderungen, nicht mehr gegeben ist, gelassen und vertrauend in der Arbeit zu stehen und den Überblick zu wahren; wo die Arbeit einen wie eine Fessel umgibt, die den Atem abschnürt; wo man die Geister der Betriebsamkeit, die man vielleicht sogar selbst einmal rief, nicht mehr los wird; da ist ein Alarmzeichen und eine ernste Anfrage an den Menschen und seinen Dienst gegeben. Das Zuviel kann den Geschmack an allem rauben. Wo der Schreibtisch zu voll mit Papieren ist, da tut man – erfahrungsgemäß – meist nichts. Vertrauen in sich selbst, eine Voraussetzung für überlegtes pastorales Tun, kann durch ein Übermaß an Arbeit gelähmt, wenn nicht gar ausgelöscht werden.

Was ist zu tun? Ich möchte keine detaillierte Analyse der Gründe versuchen. Das übersteige Absicht und Kompetenz. Ich will auch nicht nach Schuldigen fahnden, die jemanden in eine solche Situation gebracht haben könnten. Vielmehr ist eine spirituelle Selbstbesinnung angebracht. Wie gehen wir geistlich, d. h. gläubig, mit dieser Gefahr oder Tatsache einer Selbstüberforderung um? Wir fragen, ganz konkret und fromm: Wie würde Jesus in einer solchen, einmal als typisch vorausgesetzten Situation gehandelt haben? Wir fragen nach seiner Weise, sich gegenüber dem Ansturm der Menschen mit all ihren Nöten zu behaupten.

Die Gelassenheit des Hoffenden

Jesus machte in der Verkündigung seiner frohen und befreien den Bot schaft nicht den Eindruck eines Überanstrengten, eines verzweifelt Arbeitenden, der irgendein Ziel auf Biegen oder Brechen erreichen wollte.

Er kannte zwar auch die Müdigkeit, ruhte sich deshalb auch aus; er kannte aber nicht die ständige Hetze. Das Reich, das er zu bringen beauftragt war, kommt weder durch Übereinsatz seiner Person und seiner Jünger noch durch das Rattern irgendeiner institutionellen Maschinerie. Er selbst bringt es, gelassen und gefaßt, im Vertrauen auf seinen Vater, der ihn das Nötige tun läßt, wenn die Stunde da ist.

Wer deshalb die Sorge um dieses selbe Reich Gottes teilen will, sollte an der Person Jesu Maß nehmen und sein eigenes Leben aus dem gleichen Geiste heraus gestalten. Er wird dem Kommen dieses Reichen dadurch am besten dienen, daß er es auf keine Weise, weder in Gedanken noch in Werken, erzwingen will; daß er es geschehen läßt, in großer Geduld und Gelassenheit, die – unnötig zu sagen – weit entfernt ist von Bequemlichkeit oder gar Faulheit.

Denn über allem priesterlichen Tun steht eine beruhigende und tröstliche Verheißung, diejenige einer bleibenden Frucht. Mag das, was bei unserem Treiben und Tun herausschaut, kaum zu sehen und zu fassen oder durch Statistiken festzuhalten sein, es ist dennoch da. Denn der Gott, dem wir in dieser Arbeit dienen, hat gewiß viele Namen, z.B. Liebe, Quelle, Feuer, Licht. Nur einer ist – nach einem Wort von Martin Buber – nicht sein Name: „Erfolg“. Deshalb ist auch unserer Arbeit nicht ein meßbarer Erfolg versprochen, sondern eine bleibende Frucht. Sie ist nicht meßbar, aber dennoch, nach dem Wort im Johannesevangelium (15,16), bleibend. Sie wächst auch dort noch weiter, wo sie unserem Blick und erst recht der statistischen Neugierde längst entzogen ist. Der Einsatz, in reiner Absicht und mit engagiertem Herzen getan, ist nicht vergeblich. Er wird etwas hervorbringen, dessen Ausmaß wir mit unserem Blick gar nicht abzuschätzen vermögen.

Das ist eine Verheißung, an die zu glauben nicht immer leicht ist; vor allem in Zeiten, wo wir am Sinn unseres Tuns vielleicht selbst zu zweifeln beginnen, wo viel Einsatz schlecht verdankt, wo Gutgemeintes verdreht und mißverstanden wird. Es kann uns in solchen Zeiten der Eindruck plagen, alles Predigen sei mehr ein Verkündern in den Wind als reale Bekehrung. Aber wer weiß denn, wohin der Wind unser Wort trägt und wo es, fern von uns und unserem Wissen, auf guten Boden fällt und Frucht zu tragen beginnt?

Das Reich Gottes ist nicht zu „machen“. Die Weise, wie es durch unser Verkündigen weiterwächst, ist nur begrenzt zu überblicken. Wir sollen uns deshalb auch nicht übermäßig darum sorgen; sollen, wenn wir die Hand an den Pflug gelegt haben, nicht zurück schauen (Lk 9,62). Wir sollen unabirrt wirken, solange es noch Tag ist. Das ist unser Auftrag. Und wenn wir am Abend unsere Pflicht getan haben, dann wissen wir

uns als unnütze Knechte, die sich nichts Besonderes einzubilden brauchen; die aber begründete Hoffnung haben dürfen, für wenige nützlich gewesen zu sein (Lk 17,10).

Wir brauchen uns nicht um alles zu kümmern, was mit unserer Arbeit zusammenhängt und mit ihr geschieht. Das Ausgestreute wird wachsen, und es ist dem Herrn der Ernte überlassen, wie vielfältige Frucht daraus entstehen wird. Wir dürfen deshalb, bei vollem Einsatz unserer Kräfte, vom Vertrauen jenes Sämanns beseelt sein, der nach getaner Pflicht des Säens sich hinlegt und schläft, und „es wird Nacht und es wird Tag; der Samen keimt und wächst, und der Mann weiß nicht wie. Die Erde bringt von selbst ihre Frucht, zuerst den Halm, dann die Ähre, dann das volle Korn in der Ähre. Sobald aber die Frucht reif ist, legt er die Sichel an, denn die Zeit der Ernte ist da“ (Mk 4,26–29).

Das Gleichnis ist keine Einladung zur Bequemlichkeit. Das versteht sich von selbst. Es weist mehr auf eine geistliche Verpflichtung hin, zu unserem eigenen Tun und Wirken eine innere Freiheit und Distanz zu gewinnen. Vor allem ein Vertrauen, das uns einerseits dahin engagiert, die Sache, durchaus ernst zu nehmen, weil es um das Reich Gottes geht; andererseits uns selber aber nicht allzu wichtig, weil wir nur Knechte und Diener sind.

Die Freude des Vertrauenden

Jesus gewinnt im betenden Achtgeben auf das, was sein Gott und Vater in der jeweiligen Stunde von ihm will, eine große Freiheit zu seinem Tun. Er läßt sich von der Flut der Anfragen und Menschen nicht hinreißen, bewahrt auch inmitten der schier unlösbaren Probleme seiner Zeit das Vertrauen; er weiß, daß der Vater ihm das zeigen wird, was er als das Notwendige tun muß. Im Gebet, in dem alle, besonders die großen Schritte geprüft und vorbereitet werden, findet er das, worauf es jeweils ankommt.

Weil seine Entschlüsse nicht bloß überlegt, sondern auch durchbetet sind, kann Jesus sich ganz und ohne Einschränkung der partikulären Aufgabe widmen. Er kann auch vieles auslassen, ohne Angst und Bedenken. Er weiß sich in seinen eigenen physischen und psychischen Grenzen bejaht.

Überdeutlich kommt dies in der Zachäusstelle zum Ausdruck: Ganz Jericho lief zusammen, um Jesus zu hören und seine Machttaten zu erfahren! Und was tut er? Statt sich auf alle einzulassen, bleibt er bei einem einzigen stehen, bei Zachäus: „Heute muß ich in deinem Haus zu Gast sein.“ (Lk 19,5)

Jesus weiß um das eine Notwendige, um den einzelnen Menschen, zu dem er jetzt geht und der ihn braucht. Viele muß er deshalb enttäuschen, an Hunderten vorbeigehen, damit an einem Ort, stellvertretend für alle, etwas von der Hoffnung sichtbar wird, die er in die Welt bringt: „Heute ist diesem Haus das Heil geschenkt worden, weil auch dieser Mann ein Sohn Abrahams ist.“ (Lk 19,9)

Das Wissen Jesu, daß er das Reich, das er angekündigt, auch nur mit und innerhalb seiner Grenzen bringen kann, ist für uns eine Anfrage: Wo liegen die Wurzeln unserer Überforderung? Was steht denn dahinter?

Wir könnten bei dieser Überprüfung auf ein Vorurteil stoßen, das all unser gewiß gutgemeintes Handeln beeinflußt, uns innerlich aber schadet und die Freiheit mindert. Es ist sogar eine sublime Art von Unglauben. Schauen wir zu!

Wir meinen – so kommt es doch vor –, unsere Arbeit für das Reich Gottes folge völlig anderen Gesetzen als ein weltlicher Beruf. Wir sind leicht versucht, sie, weil sie für Gott und die Menschen getan wird, absolutzusetzen; wir machen sie dabei zu einem Götzen, der uns erneut versklavt. Wir meinen, da wir in so hohen Diensten stehen, uns bis über die eigenen Kräfte hinaus fordern lassen zu dürfen, merken dabei erst spät oder zu spät, wie solche übermenschliche Anstrengung die psychischen Ressourcen aufzehrt. Das innere Vertrauen und die Gelassenheit schwinden.

Diese Art, sich um das Reich Gottes zu sorgen, unterscheidet sich denn auch kaum mehr von der Sorge um das Essen und Trinken, die im Evangelium als typisch für die Heiden hingestellt wird.

Sollten wir nicht sicher sein – wer ist es schon ganz? –, ob wir in dem, was wir an Arbeit übernehmen, im Abwägen der pastoralen Pflicht nicht doch den Schlichen der eigenen Bequemlichkeit erliegen, dann gibt es eine einfache Kontrollfrage. Wir sollten sie uns stellen. Sie ist ein hilfreiches Kriterium, das uns innerlich versichern kann: Unsere Arbeit muß sich am Maß und am Wachstum der inneren Freude ausweisen.

Diese Freude ist nach Paulus eine Frucht des Wirkens und auch ein Indiz für das Geführtsein im Heiligen Geist. An ihr können wir ablesen, ob wir mit unserer pastoralen Gangart richtig eingespurt sind. Sie ist ein Maßstab dafür, ob wir stimmig und in Frieden das in unseren Grenzen Mögliche tun, was Gott will.

Allgemeiner gesagt: Die Freude – die wahrnehmbare und nicht die erst später hineininterpretierte – ist immer eine Ankünderin, daß ein Stück Leben gelungen ist; auch gläubiges und vertrauendes Leben. Sie spricht von gewonnenem Boden, von gefundenem Terrain. An ihr kann

einer wahrnehmen, ob das Leben in ihm sich mehrt, ob es befreit wird, ob er selber heller und transparenter in seinem Wesen wird. Sie sagt, ob einer den Weg, der für ihn bestimmt ist, wirklich geht.

Damit ist uns ein Maßstab gegeben, an dem wir die eigene Verantwortung hinterfragen und auch geistlich kontrollieren können. Sind wir in dem, was wir tun, zunehmend von dieser Freude, von Frieden und Selbstvertrauen erfüllt, dann können wir sicher sein, daß unser Nein zu Angeboten und Einladungen nicht ein billiges Abschütteln von Verantwortung ist. Der Halt, den wir gegenüber der eigenen pastoralen Phantasie setzen, ist nicht grundsätzliche Weigerung, weiterzumachen und zu wachsen; er ist nur Ausdruck einer tieferen Verantwortung, sowohl der Arbeit wie uns selber gegenüber.

Im Beachten des Maßes wie der eigenen Grenzen verantworten wir unseren Einsatz besser als in dem leichten und hin und wieder gar leichtfertigen Überfordernlassen der eigenen Kräfte.

Dann aber geschieht auch qualitativ mehr für das Reich Gottes. Ein in jeder Beziehung gesunder, aber nicht fauler Hase tut für einen solchen, ja gerade auch für einen solchen Einsatz mehr als ein kranker Löwe. Vielleicht ein paar Sitzungen weniger, dafür etwas mehr sichtbare Gelassenheit und Hoffnung. Dann wird etwas sichtbar von der Freundlichkeit Gottes, welche die Frucht von Tod und Auferstehung Jesu ist.

Das alles ist aber kaum möglich bei ständig belasteten und überarbeiteten Dienern Gottes. Es gibt auch im Dienste am Reich Gottes so etwas wie eine „kontraproduktive Selbstlosigkeit“², eine Art von Totalhingabe, bei der der Mensch spirituell sehr schnell austrocknet und auch im Bereich des Humanen nichts mehr empfängt. „Schau deshalb, daß du dich ausruhen kannst – in Gott“, empfiehlt Madeleine Delbrêl dem kleinen Mönch im „geistlichen Tagebuch“.

Gespalten

Eine zweite Schwierigkeit, die uns im priesterlichen Einsatz begegnet, ist die gelebte Verbindung von Arbeit und Glaube. Wir spüren schmerzlich, wie schwierig, ja beinahe unmöglich es ist, die beiden zentralen Bereiche unseres Lebens so zu verbinden, daß uns dabei wohl ist. Die beiden Fäden von welthaftem Tun (das es in einem priesterlichen Leben in großem Maße auch gibt) und ausdrücklicher Frömmigkeit laufen im Konkreten vielfach auseinander. Wenn's gut geht, nebeneinander! Die Einheit von beiden jedenfalls scheint schwer zu finden zu sein. Zu verschie-

² Medard Kehl, *Hoffnung des Gelassenen. Zum Dienst in einem kirchlichen Beruf*, in: GuL 56 (1983) 60.

den, so der Eindruck unserer täglichen Erfahrung, sind Gott und Welt; zu zerstreuend und zentrifugal die Kräfte, die im Lauf eines durchschnittlichen Tages auf uns wirken; zu spaltend schließlich all das, was im eigenen kleinen Hirn und Herzen Platz haben sollte.

Das alles erschwert es, eine innere Einheit zu finden und aus ihr zu leben.

Wie sich also dieser Schwierigkeit stellen? Wie sie ertragen? Und vor allem: wie sich selbst helfen?

Die Antwort soll im Zurückgehen auf spirituelle Wahrheiten gefunden werden, die helfen können, die innere Zweigleisigkeit zu überwinden und das Leben tiefer in den Glauben zu integrieren.

Zu solchen Wahrheiten gehört ein Rat, genauer genommen, eine Gebetsweise, die Ignatius von Loyola empfiehlt. Es ist das Suchen und Finden Gottes in allen Dingen. Was heißt das?

Negativ: Im Blick auf die Integration von Glauben und Leben genügt es nicht, im Alltag hin und wieder stille zu halten und sich auf Gott zu besinnen. Einige Stoßgebete sind wohl nützlich, und wir sollten sie verrichten; aber sie schaffen diese Integration noch nicht. Für die gesuchte Einheit braucht es mehr, als daß wir gelegentlich tote Zeiten, mit denen wir ohnehin nichts anzufangen wissen, mit einem frommen Gedanken füllen. Es ist dies gewiß eine gute Übung, die uns mit der Zeit helfen kann, in der inneren Freiheit zu den alltäglich andringenden Dingen zu wachsen.

Positiv jedoch geht es darum, die Arbeit und den Alltag selbst zum Thema des Gebetes zu machen. Wir sollen nicht bloß im Alltag hin und wieder beten, sondern versuchen, den Alltag selbst zu durchbeten. All das, was uns begegnet, was uns ärgert und freut. Diesen Alltag sollten wir geistlich durchbuchstabieren, ihn fast neugierig auf das hin durchsuchen, was Gott uns durch ihn sagen möchte.

Denn die Dinge, die uns begegnen, sind ja nicht – nach einem schrecklichen Wort eines Philosophen – „stumm“ (Spinoza). Sie tragen vielmehr eine Botschaft, wenn auch oft sehr versteckt und verschlüsselt. In den vielen Problemen und Erlebnissen liegt ein göttlicher Sinn verborgen. Die Welt, so abweisend und durcheinander wir sie erfahren, ist nicht gottlos; und deshalb soll auch unser Gebet nicht weltlos sein.

Ignatius empfiehlt, was das Praktische dieses Gedankens betrifft, etwas ganz Schlichtes: Wir sollten mittags und abends, etwa 15 Minuten lang, Stunde um Stunde der verlebten Zeit durchgehen. Stören wir uns nicht an dem etwas Pedantischen dieses Ratschlags! In der Sache handelt es sich um etwas sehr Wertvolles: Es ist eine Nachmeditation von gelebter Zeit.

Dabei sollten wir zuerst auf all das Positive achten, das sich in dieser Zeit zuträgt. Es sind die kleinen sichtbaren Liebeserweise und Wohlthaten Gottes, die uns, wenn auch oft in versteckter Form, mitten im Alltag dargereicht werden. Ein gelungenes Gespräch, der Mut, den wir bei einem Unternehmen innerlich plötzlich empfinden, ein unerwarteter Besuch. Beten, so am Alltag orientiert, ist das Einsammeln all dessen, was lebenswert ist und was unser Selbstvertrauen stärkt.

Es liegen – so die göttliche Verheißung – immer genug kleine Brotsamen auf dem Weg, die uns nähren können. Sie liegen vielleicht zwischen viel Gestüpp und Disteln. Wir müssen genauer hinsehen und müssen sie suchen; aber sie sind da. Vielleicht nicht im Überfluß, aber doch in genügendem Maße, damit wir von ihnen leben können; wenigstens für den, der nicht blind, gedanken- und eben gebetslos über die eigenen Wege dahintrampelt. Immer ist für den, der dankbar sein kann, genug da; so daß wir, nach dem Rat eines östlichen Mönches, den Tag nicht schließen sollten, aber auch nicht zu schließen brauchen, ohne Gott zumindest für drei Dinge zu loben.

Solche betende Aufmerksamkeit soll uns dahin erziehen, im Gegensatz zu unseren negativen Tendenzen die lebenswerten Aspekte nicht zu übersehen. Sie lehrt uns aber auch, uns mit den inneren Widerständen zu befassen, die sich im Laufe eines Tages ansammeln. Je nach meiner Situation werden manche Dinge ständig wieder auftauchen. Es mag ein Mitarbeiter sein, der mir ständig auf die Nerven geht, der mich schon aufregt, wenn er das Zimmer betritt, an dem mich alles stört, sein Auftreten, sein Gang, seine Stimme. Wenn ich eine solche Beziehung – um bei diesem Beispiel zu bleiben – in diese aufmerksame Nachmeditation aufnehme, dann kann sich vieles klären. Vielleicht erinnert er mich an meine eigenen schwachen Stellen, wo ich mich selbst noch nicht angekommen und bejaht habe, an Wunden und Kränkungen, die ich nur mühsam hinuntergeschluckt und dann verdrängt habe, die aber unter der Oberfläche weiterschwärmen? Was kann ich tun? Ich kann nicht vor Gott weiterschimpfen, sondern stelle mich mit meinem eigenen Ärger vor Ihn hin, damit Er mir zeigt, was in mir der Grund für meine Aggressionen ist. Ein solches Gebet bringt Klarheit in meine Emotionen, öffnet mich auf einer tieferen Ebene auf die Wirklichkeit hin. Durch die Oberfläche des störenden Verhaltens beginne ich vielleicht etwas vom Wesen dieses Mitarbeiters zu verstehen und anzunehmen. Und vielleicht gelingt es mir gar, daran zu glauben, daß in ihm auch Christus ist und daß Christus in ihm Gestalt gewinnen möchte.

Das Beispiel kann zeigen, wie die Menschen und damit die ganze Welt, werden sie ins Gebet hineingenommen, verwandelt werden kön-

nen. Die Welt ist selbst eine Chance, damit wir uns besser und tiefer kennenlernen; sie hört dadurch auf, uns nur ein lästiges Hindernis, Anlaß der Zerstreuung und Ablenkung zu sein. Wird diese unsere Welt lange genug in das lichte und objektivierende Gespräch des Gebetes hineingenommen, dann wird sie auch durchsichtig auf ihren göttlichen Sinn hin, ja sie führt selbst zu Gott.

„Gott lenkt den Blick nicht vorzeitig von der Arbeit ab ... im Gegenteil. Er ist ja gerade in dieser Arbeit ertastbar. Nein, er läßt die Einzelheiten unserer irdischen Ziele in seinem starken Licht nicht verblassen; denn die Innigkeit unserer Vereinigung mit ihm hängt ja geradezu von der gewissenhaften Vollendung ab, die wir dem kleinsten unserer Werke geben. Üben wir uns bis zur Sättigung in dieser grundlegenden Wahrheit, bis sie uns ebenso vertraut ist, wie das räumliche Sehen oder das Lesen einer Schrift. Der lebendige Gott ist... nicht außerhalb der greifbaren Sphäre.“³

Gewiß verlangt die Anwendung dieser Einsicht, daß Gott immer und zu jeder Zeit in meiner Arbeit und in meinem Leben gegenwärtig ist, eine tiefen spirituelle Erfahrung. Um dies im täglichen Leben, im Detail sozusagen, anzuwenden und umsetzen zu können, braucht es selbst ein Leben aus großer Tiefe. Denn die Erfahrung der Nähe Gottes kann im Vielerlei unseres Alltags zurücktreten oder auch verblassen. Der Glaube, wird er nicht genährt durch Zeiten ausdrücklichen Gebetes, kann ausgeöhlt werden, schal werden wie das Salz, das dann weggeworfen wird. Deshalb sind Zeiten des intensiven wie auch regelmäßig geübten Gebetes unabdingbar. Gerade Menschen, die in ihrem Einsatz für das Reich Gottes weit nach außen gehen, in die verschiedensten Tätigkeiten und Milieus hineingreifen, solche, die dadurch in exponierte Lagen geraten, brauchen diese Verankerung ihres Lebens. Sie müssen sich nach innen anbinden, um sich in den Schwankungen des äußeren Lebens nicht zu verlieren. Sie müssen weit nach innen gehen, sie müssen es lange bei sich und bei Gott ausgehalten haben, um nach außen bestehen und für die anderen hilfreich wirken zu können.

Verzweckt

Eine letzte Schwierigkeit mit unserem Dienst: das Gefühl, gebraucht und meistens auch „bloß gebraucht“ zu werden. Wir leben, gewiß sehr auf äußeren Druck hin, das Leben in verzweckten Dimensionen. Wir stopfen enorm viel in unsere Leistungen und Arbeit und werden sehr oft

³ Teilhard de Chardin, zitiert aus Dietmar Mieth, *Gotteserfahrung. Weltverantwortung*, München 1982, 33.

auch bloß danach gefragt und beurteilt. Unsere Beziehungen folgen weitgehend diesem Prinzip.

Da regt sich aber ein innerer Widerstand. Bei aller Bereitschaft zu helfen und überall, wo Not ist, sich auch verbrauchen zu lassen, möchten wir nicht bloß solche sein, die nützlich sind und gebraucht werden. Wir möchten nicht bloß nach unserer Arbeitskraft beurteilt und gewogen werden. Wir verlangen sowohl für uns wie in der Öffentlichkeit nach etwas mehr, nach Achtung und Schätzung um unserer selbst willen.

Es ist dies ein legitimes Bedürfnis nach einem Mehrwert, der über unsere Arbeit und unseren priesterlichen Dienst hinausgeht: nach einem zweckfreien Bejaht- und Anerkanntwerden. Wir brauchen eine Atmosphäre geistiger Zweckfreiheit, um innerlich Vertrauen gewinnen und atmen zu können. Wir brauchen Räume, die von bloßer Nutzung befreit sind, in die wir eintreten und in denen wir uns ausdrücken können; Räume, die geschützt sind vor dem Zugriff bloßer Nützlichkeit, in denen Zeichen absichtsloser Liebe und Wohlwollens möglich sind.

Gerade dort, wo wir uns gegenseitig stützen und in der Arbeit ermutigen, sollten wir dies mit solchen Gesten tun. Einfach ein Vorschlag: Wie wär's, wenn wir einander nicht bloß aufsuchten, wenn es um Dienste oder gar erst um Lückenbüßerfunktionen geht; nicht erst, wenn wir eine Aushilfe oder ein Auto brauchen? Wie wär's, wenn wir uns bemühen, nicht bloß Vorbesprechungen zu organisieren, sondern auch hin und wieder eine festliche Stunde; nicht bloß Arbeitsessen, sondern auch einmal ein Gastmahl?

Wir sollten nicht bloß miteinander arbeiten und uns für das Reich Gottes abmühen, sondern irgendwann auch miteinander spielen; und wär's nur das etwas anspruchslose, aber nicht geistlose Entspannungsspiel „Hase und Igel“.

Denn wir leben von der so verbrachten Zeit. Sie ist uns Nahrung – mehr wahrscheinlich als gemeinsame Arbeitsstunden. Die Geschichte von der Rose sagt es überdeutlich:

Während seines Aufenthaltes in Paris kam der Dichter Rainer Maria Rilke täglich an einer Bettlerin vorbei. Sie saß stumm und scheinbar unbeteiligt an einer Gartenmauer. Hatte einer ein Geldstück in ihre Hand gelegt, ließ sie die Münze rasch in ihrer Manteltasche verschwinden. Sie dankte für keine Gabe. Sie sah zu keinem Geber auf. Ihrem Schicksal ergeben, hockte sie an der Mauer – ein lebendiges Bild des Bettelns.

Eines Tages bleibt Rilke mit seinem Freund bei der Bettlerin stehen. Und er legt in die Hand der alten Frau – eine Rose. Da geschieht etwas, was noch nie geschehen ist: Die Bettlerin sieht auf,

ergreift die Hand des Dichters, küßt sie. Dann geht sie mit der Rose davon.

Am nächsten Tag saß die Frau nicht auf ihrem gewohnten Platz. So blieb es am zweiten und dritten Tag; so blieb es eine ganze Woche lang.

Verwundert fragte der Freund den Dichter nach der beängstigenden Wirkung der Gabe. Rilke sagte: „Man muß ihrem Herzen schenken, nicht ihrer Hand.“ – Auch eine andere Frage konnte sein Freund nicht unterdrücken: wovon denn die Bettlerin all die Tage gelebt habe, da niemand Geld in ihre Hand legte? Rilke antwortete: „Von der Rose!“

(Nach H. Frank)

Wovon also leben wir? Vom Zwecklosen! Genauer: von der Liebe, die sich in unverzweckten Gesten am schönsten ausdrücken kann. Dort, wo sie lebendig ist, als geschenkte wie empfangene, beginnt das Leben zu blühen, werden Beziehungen stark und die Arbeit leicht.

Muß es noch ausdrücklich gesagt werden? Das Zweckloseste, von dem wir am meisten leben können, ist das Gebet selbst. Es ist aber, gerade in diesem Charakter, auch am meisten bedroht. Es dient, weil ja dazu auch geeignet, sehr oft und schnell der Harmonisierung unserer Psyche, ist Einübung zum Stillewerden oder auch zum seelischen Auf-tanken. Es dient, was gewiß eine Berechtigung hat, nicht selten der direkten Vorbereitung unserer Vorträge und Predigten.

Dem ist gewiß nichts entgegenzuhalten! Im Gegenteil: Wenn wir nur immer Durchbetetes predigen würden! Wer weiß es nicht aus Erfahrung, daß das Gebet die Zeit ist, wo uns die besten und auch originellsten Gedanken kommen?

Aber die Gefahr, aus dem Beten ein Mittel zur Verbesserung unseres Dienstes zu machen, ist groß, und sie hat auch verheerende Begleiterscheinungen: Wir können dabei ganz unfähig werden, einmal zwecklos, liebend und hörend auf Gott aufmerksam zu sein. Einfach zu schweigen! Ohne andere Nebenabsichten! Und wenn wir dies verlernen, wird unser Glaube fad und leblos. Denn Schweigen ist nicht bloß eine Sache für psychologisch besonders Begabte. Es ist nicht bloß Aufgabe sogenannter Introvertierter. Es ist auch keine Marotte von Mönchen und Nonnen, die sich die besondere Pflege ihrer Glaubensbeziehung leisten können. Nein: Schweigen ist Quelle neuer Hoffnung. So steht es tiefsinig im Werk des Thomas von Aquin: „Die Unfähigkeit zu schweigen ist eine Tochter der Verzweiflung.“ Oder positiv mit einem Psalmwort gesagt: „Zu Gott allein sei still, meine Seele, denn von ihm kommt mir Hoffnung.“ (Ps 62,6)

Fallen solche Momente ausdrücklichen Schweigens und Hörens aus unserem geistlichen Leben heraus, dann wird es selbst arm und krank. Wir sollten es deshalb wieder lernen, Zeiten auszusparen, die nur dazu da sind, uns innerlich beschenken und von Gott lieben zu lassen; Zeiten, die wir vor Gott verbringen ohne eine Absicht als nur die, auf seinen Willen einzuschwingen, ihm, unserem liebenden und doch so unbegreiflichen Gott, richtig zu antworten; uns ganz, in der Länge und Breite unseres Daseins, dieser letzten göttlichen Wirklichkeit auszusetzen.

Dieses unverzweckte Tun vor dem unverzweckbaren Gott ist das, was Gebet in seinem Wesen ist. Es könnte uns helfen, Überforderungen zu sehen und zu überwinden; könnte helfen, inmitten allen Ansturms von Arbeit, wie auch bedrohlicher Verzweckung, ruhig und gelassen zu bleiben. Es könnte das Vertrauen in uns stärken, das sich nährt aus der Beziehung zu diesem heute mehr denn je schwer zu begreifenden Gott, dem wir, inmitten unserer Arbeit, dennoch recht geben möchten. „Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst sollt ihr es weitergeben.“ (Mt 10,8)

Neues Selbstverständnis vom Leben in den Gelübden

Aus der Sicht einer Ordensschwester

Lea Ackermann, Rom

„Wenn ich alt bin, gehe ich als Hausgeistlicher zu Schwestern; die wärmen einem sogar den Spazierstock an.“ So hörte ich vor kurzem einen Pfarrer sagen. Solche Spötteleien gibt es viele. Sie machen sich lustig über die naive und übertriebene Hilfsbereitschaft von Ordensfrauen Priestern gegenüber, ganz zu schweigen von den Formen serviler Dienstbarkeit, wenn diese Priester etwa gar im Rang eines Bischofs stehen.

Zu sehr sollte sich der Geistliche aber nicht auf diese Haltung verlassen. Vielleicht (hoffentlich) bestätigt sich sein Bild von Schwestern immer weniger. Der heutige Mensch ist mit neuen Aufgaben und Auseinandersetzungen konfrontiert. Die Welt und der Mensch wandeln sich, und davon ist die Ordensfrau nicht ausgeschlossen.